

1.

Lichtenegg

Als ich später in meinem Leben einmal von einem Firm-ling gefragt wurde, ob ich schon immer an Jesus Christus geglaubt habe, erzählte ich von meiner Kindheit, meinen Eltern und Großeltern, dem alten Pfarrer meiner Heimat-gemeinde St. Stefan im Rosental und dem jungen Herrn Kaplan, der mir, wie alle anderen auch, ein lebendiges und vor allem bleibendes Vorbild darin war, meinen Weg zu Jesus Christus im Gebet, bei der heiligen Messe und durch die Be-gegnung mit dem Nächsten zu finden.

Denke ich an diese Zeit zurück, erfüllt mich eine große Dankbarkeit, denn trotz des Krieges, der nur rund fünfzehn Monate nach meiner Geburt zu wüten begann und Europa und die ganze Welt ins Unglück stürzte, fehlte es mir und meinen Geschwistern an nichts, denn die kleine Landwirt-schaft meiner Eltern Josef und Aloisia Kothgasser in der Teilgemeinde Lichtenegg warf für uns alle genügend ab. Wir hatten ein paar Kühe, Schweine und Hühner sowie ein kleines Stück Wald, ein Getreidefeld, einen Obstgarten und einen Kartoffelacker, auf dem wir Kinder neben der Schu-le und dem Dienst in der Kirche mithalfen, wenngleich ich heute gestehen muss, dass ich diese Arbeit nicht besonders mochte, weil sie mühsam und schmutzig war und ich da-mals außerdem nicht verstand, weswegen wir einen Großteil unserer Ernte an das Militär abgeben mussten. Aber mei-



Meine Eltern
Josef und Aloisia
Kothgasser
im Jahr 1964

ne Mutter, die während des Krieges gemeinsam mit unserer Magd Maria den Hof allein führen musste, erklärte es mir auf ihre unnachahmlich einfache und klare Art: „Der Papa ist im Krieg und braucht zu essen!“

In dieser Sorge füreinander wie für uns Kinder, aber vor allem durch ihr tägliches Glaubenszeugnis, das nicht übertrieben oder außergewöhnlich, sondern allenfalls gesund in seiner bodenständigen Frömmigkeit war, gaben meine Eltern mir ein lebenslanges und gutes Beispiel, ebenso wie meine Großeltern, an die ich zwar nur wenige, aber dafür umso prägendere Erinnerungen habe.

Väterlicherseits kannte ich nur den angeheirateten Großvater Martin Zach, der ein Zimmermann war und uns Kin-



Meine Großeltern
väterlicherseits
Martin Zach und
Josefa Kothgasser-Zach
um 1916

der oft in seine Werkstatt mitnahm, wo wir kleine Aufgaben für ihn übernehmen durften. Dabei habe ich mir einmal beim Schneiden der Weidenruten, die er zum Korbflechten benötigte, eine Verletzung auf meinem linken Handrücken zugezogen, welche man heute noch als helle Narbe sehen kann.

Meine Großmutter Josefa Kothgasser-Zach lernte ich hingegen leider nicht mehr kennen, aber ich stelle sie mir als außergewöhnlich starke Frau vor, denn sie hat meinen Vater (1903–1974) als uneheliches Kind zur Welt gebracht, was gerade zur damaligen Zeit und außerdem in einer ländlich geprägten Umgebung bestimmt keine leichte Situation und Aufgabe war.

Mütterlicherseits erinnere ich mich noch gut an die Großeltern: Josef und Maria Krisper. Sie hatten zehn Kinder, von denen meine Mutter (1906–1980) das älteste war, und betrieben in Krottendorf (Gemeinde St. Stefan im Rosental) eine große Landwirtschaft, wohin wir als Familie häufig zu Besuch gingen. Dabei erinnere ich mich im Besonderen an zwei Auffälligkeiten: die schier grenzenlose Großzügigkeit und die unaufdringliche, aber dennoch alles tragende wie bestimmende Frömmigkeit meiner Großeltern. Denn immer, wenn wir bei ihnen waren, gab es einerseits ausreichend zu essen, selbst während der Kriegsjahre (1939–1945), in denen man Notgedrungen darauf achtete, alles zusammenzuhalten, und andererseits erlebte ich sie als aufrichtig gläubige Menschen, die morgens wie abends vor dem Bett niederknieten, das Dankgebet bei Tisch sprachen oder im Advent, sogar neben der vielen Arbeit am Hof, im Stall und auf den Feldern, täglich zur Rorate gingen.

Das machte nicht nur auf mich einen großen Eindruck, sondern war schon früher meiner Mutter Aloisia in Fleisch und Blut übergegangen, die – anders als mein Vater Josef, der, obwohl er als Mesner in unserer Kapelle in Lichtenegg tätig war, einen eher in sich gekehrten Glauben praktizierte – offenherzig darüber sprach und uns Kinder darin bestärkte wie ermutigte.

Leider habe ich kein näheres Wissen darüber, wie sich meine Eltern in jungen Jahren kennengelernt haben, aber wahrscheinlich war es bei einer der vielen Gelegenheiten, die verschiedene Volksfeste, Kirtage oder ähnliche lustige Veranstaltungen am Land mit sich bringen. Geheiratet haben sie jedenfalls am 22. Februar 1933 und hatten, soweit ich das beurteilen kann, eine weitgehend glückliche und harmonische



Meine Geschwister: von links Hans, Maria, Josef und ich um 1942. Mein jüngster Bruder Michael kam 1949 auf die Welt.

Ehe, denn nie sah oder hörte ich sie miteinander streiten. Und auch was die Erziehung ihrer Kinder betraf, waren sie sich stets einig und zogen am selben Strang.

Als erstes von uns Geschwistern wurde mein älterer Bruder Josef geboren (1934–2008), schon im folgenden Jahr kam meine einzige Schwester Maria, genannt Mimi, zur Welt, und 1937 folgte dann ich am 29. Mai. Schon am darauffolgenden Tag wurde ich nach meiner Mutter auf den heiligen Aloisius von Gonzaga, einen jungen Jesuiten, getauft; meine Patin war meine Großmutter Maria, deren Namen ich später bei meiner Ordensprofess als meinen Ordensnamen annahm: Alois Maria Kothgasser SDB (= Salesianer Don Boscos).



Meine Mutter
(links) in jungen
Jahren mit einer
Freundin

Noch in Friedenszeiten, 1938, wurde dann mein jüngerer Bruder Hans geboren. Und bereits während des Krieges hätte unser fünftes Geschwisterchen auf die Welt kommen sollen. Aber durch die körperlich stark beanspruchende Arbeit, welche meine Mutter größtenteils allein verrichten musste, weil mein Vater, bis auf wenige Fronturlaube, fünf Jahre lang nicht zuhause sein und am Hof mithelfen konnte, starb das kleine Leben noch vor der Geburt, zwar unbenannt, aber nicht ungeliebt. Und noch heute denke ich daran und bete dafür an jedem Tag.

Ebenso tue ich es für meinen Bruder Franz, der nur drei Monate alt am 25. Mai 1947 an der Fraisen (= Epilepsie)



Mein Vater als
Jungmann

starb; es war umso tragischer, weil es genau der Tag meiner Firmung war; als ich glücklich aus Graz nach Hause zurückkehrte, war die erste Nachricht, die ich hörte, die, dass das Baby gestorben war.

Mein jüngster Bruder Michael kam 1949 als siebtes und letztes Kind meiner Eltern zur Welt; wie ich wurde er Salesianer Don Boscos und am 31. Jänner 1978 zum Priester geweiht.

Trotz dieser sicherlich schwierigen Jahre, die von Krieg und Entbehrung sowie dem Verlustschmerz durch zwei Kindstode geprägt waren, haben meine Eltern, insbesondere meine Mutter, ihren Mut, ihre Zuversicht und ihre Hoff-

nung nie verloren. Sie machten weiter, stützten einander und sorgten liebevoll für uns Kinder, denen sie, wie gesagt, nicht nur im Leben, sondern auch im Glauben vorbildlich vorangingen.

So willigte meine Mutter auch in den Vorschlag unseres Gemeindepfarrers und meines späteren Religionslehrers Dr. Josef Wiedner (1891–1973) ein, der zwar ein strenger, aber heiligmäßiger Mann und ein begnadeter Seelsorger war, der alle seine Schäfchen persönlich kannte und um jedes einzelne sich sorgte bzw. entsprechend kümmerte, mich bereits mit fünf Jahren auf die Frühkommunion vorzubereiten. Damit entsprach er dem Ansinnen Papst Pius' X. (= Giuseppe Sarto, 1835–1914), welches dieser in seinem Kommuniondekret „Quam singulari Christus amore – Über die rechtzeitige Erstkommunion“ vom 8. August 1910 festgehalten hat:

„In eindeutiger Weise bezeugen die heiligen Evangelien, mit welcher einer besonderen Liebe Jesus Christus auf Erden den Kindern zugetan war. Es freute ihn, sich von denselben umgeben zu sehen, wie es seine Gewohnheit war, ihnen die Hände aufzulegen, sie ans Herz zu drücken und zu segnen. Er ließ es nicht zu, dass sie von den Jüngern zurückgewiesen wurden. Daher sprach er zu ihnen die ernstesten Worte: ‚Lasset die Kleinen zu mir kommen und wehret es ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich.‘ (Mk 10,14)

Buben und Mädchen sollen zum Tisch des Herrn zugelassen werden, wenn sie zu den Unterscheidungsjahren oder zum Vernunftgebrauch gelangt sind. Damit [...] die Kinder von jetzt ab bereits im zarten Alter innig mit Jesus Christus verbunden sind, ihr Leben leben und Schutz gegen die Gefahren der Verderbnis finden können, hat diese heilige Kongregation nach reiflicher



Ich war ein leidenschaftlicher Ministrant (hier in der 2. Reihe der Vierte von rechts).

Überlegung [...] für die erste Kommunion der Kinder folgende allgemein zu beobachtende Vorschriften erlassen:

- I. Das Unterscheidungsalter, sowohl für die Beichte als auch für die heilige Kommunion, ist dann, wenn das Kind zu denken beginnt, das bedeutet, ungefähr ab dem siebten Lebensjahr, manchmal etwas später, jedoch auch früher. [...]
- II. Zur ersten Beichte und zur ersten heiligen Kommunion ist keine genaue und vollständige Kenntnis der christlichen Lehre erforderlich. Die Kinder müssen sich jedoch später den ganzen Katechismus entsprechend ihrer Fassungskraft stufenweise aneignen.

III. Die Religionskenntnis, die für das Kind erforderlich ist, um sich entsprechend auf die erste heilige Kommunion vorzubereiten, besteht darin, die zur Seligkeit unumgänglich notwendigen Glaubensgeheimnisse nach dem Maß seiner Fassungskraft zu verstehen und das eucharistische Brot vom gewöhnlichen leiblichen Brot zu unterscheiden, und mit einer seinem Alter entsprechenden Andacht zum Tisch des Herrn hinzutreten. [...]“

Alles das sah unser Pfarrer wohlwollend in mir erfüllt, weshalb ich nach einer gewissen Zeit der Vorbereitung, zu der mich meine Mutter mehrmals von zuhause in Lichtenegg nach St. Stefan ins Widum begleitet hatte, im Jahre 1942 während einer einfachen Werktagsmesse die erste heilige Kommunion empfang.

So sehr das Kirchenjahr mit seinen Festen und Andachten unser Familienleben bisher bestimmt hatte, so sehr wurde mein junges Leben fortan vom aktiven Dienst in der Kirche bestimmt. Denn schon kurz nach meiner Erstkommunion und zu Beginn meiner Volksschulzeit im September 1943 fing ich mit dem Ministrieren an, was mir einerseits großen Spaß machte und mir andererseits ein echtes Gefühl für den Dienst am Altar gab. Dennoch möchte ich an dieser Stelle noch nicht von einer Berufung zum Priesteramt sprechen, denn so aufrichtig mein Empfinden während des Messefeierns auch war, nachher war alles wieder anders und ich mit meinen Gedanken anderweitig beschäftigt. So war ich in diesen Jahren auch einmal in ein Mädchen verliebt, das ich im Schülerchor kennenlernte und gerne ansah. Und wenn daraus auch nichts Weitergehendes sich entwickelt hat, so zeigt es trotzdem, dass ich damals noch nicht wirklich daran

gedacht habe, einmal Priester und Ordensmann zu werden, sondern vielmehr ein Familienvater.

Heute denke ich und bin davon überzeugt, dass ein Mensch, der nicht fähig ist, Familienvater zu sein, auch nicht Priester werden sollte. Denn wenn das priesterliche Leben nicht in echter Beziehung mit den Menschen und in Hingabe an diese gelebt wird, dann entstehen Vereinseitigungen und Ersatzbedürfnisse und diese oft in übertriebener Weise.

Priester sind in einem gewissen Sinn – und ich kann sagen, ein Bischof noch viel mehr – Väter einer Großfamilie. Sie müssen sich eine gewisse Offenheit bewahren, damit sie für den Dienst am Menschen frei sind. Deshalb ist das zölibatäre Leben ein Segen. Es gibt wirklich eine große Freiheit, da zu sein, offen zu sein für die Menschen. Und es schenkt auch großes Vertrauen.

Ich glaube nicht, dass das Menschsein und auch die menschlichen Beziehungen durch den Zölibat leiden. Manchmal habe ich eher den Eindruck, dass wir ehelose Priester ein sehr reiches, ausgefaltetes Leben haben durch die vielen Begegnungen, die auch uns geschenkt sind. Der Einsatz bei den Kindern, der Jugend und den Menschen überhaupt ist ein Segen für eine solche Berufung, man hat Erfüllung. Und es ist wichtig zu sagen, dass man dadurch nicht auf Liebe verzichtet, sondern einen anderen Ausdruck von Liebe erfährt, der ebenso erfüllend und befriedigend ist. Aber darauf werde ich an anderer Stelle nochmals näher eingehen.

Bis zu meinem vierzehnten Lebensjahr ministrierte ich also leidenschaftlich gern und häufig in der Pfarrkirche von St. Stefan. Das hieß, wenigstens zweimal in der Woche vor dem Schulbeginn und an jedem Sonntag liefen ich und mein

jüngerer Bruder Hans eine Dreiviertelstunde von unserem Wohnhaus in Lichtenegg zur Pfarrkirche, um an der heiligen Messe um sechs Uhr teilzunehmen, was nicht weniger bedeutete, als um fünf Uhr in der Früh aufzustehen und dennoch fit genug für den Schulunterricht zu sein, was mir jedoch, Gott sei Dank, recht gut gelang.

Bei einer solchen Messfeier geschah es dann, was ich zwar meinen Weckruf, aber noch nicht meinen eigentlichen Ruf zum Priester nenne, mir allerdings bedeutungsvoll für mein ganzes weiteres Leben erscheint: Wie immer während der Predigt von Pfarrer Josef Wiedner saßen wir Ministranten auf den Stufen unter der Kanzel und lauschten – der eine mehr, der andere weniger – seinen Ausführungen. Doch an diesem Tag hatten die Worte der Homilie eine besonders starke Wirkung auf mich. Vor allem war es ein Vers aus dem Markusevangelium, der mir im Gedächtnis blieb und mich noch lange, ich will behaupten bis heute, beschäftigte: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an seiner eigenen Seele Schaden leidet?“ (Mk 8,36)

Es war und ist diese Frage, die mein religiöses Denken und Handeln seither bestimmt hat und welche zwar einfach gestellt, aber umso schwerer zu beantworten ist. Das wurde mir bereits damals klar, als ich sie zum ersten Mal hörte und nicht mehr aus meinem Kopf, meinem Herzen und meinem Gewissen bekam, sondern meine Gedanken dahin wälzte: „Wie kann man den Menschen beibringen, das zu begreifen?“

Das Drängen dieser Frage ist für mich weiterhin allgegenwärtig und unnachgiebig, und ich glaube, es ist Gott, der mich fragt und nicht aufhört zu fragen.



Kaplan Martin Hrvatič weckte in mir den Wunsch, Priester zu werden.

Letztlich war es ein junger Kaplan, der mir bei meinem Suchen nach Antworten die Richtung wies. Dazu muss ich allerdings vorausschicken, dass wir in unserer kleinen Gemeinde eine ganze Reihe guter Kapläne hatten, die sich vor allem in der Jugendarbeit hervortaten. Nur war es in meinem Fall eben Martin Hrvatič (1916–1984), der 1948 als Pfarrvikar nach St. Stefan kam und, wie seinerzeit Don Bosco, unter uns Kindern und Jugendlichen für einige Jahre wirkte.

Ursprünglich stammte er aus Cilli (= Cilje) in Slowenien und hatte in Laibach, dem heutigen Ljubljana, das Gymnasium der Salesianer besucht, wo er die Pädagogik der Vorsorge kennenlernte und verinnerlichen konnte, welche der heilige Don Giovanni Bosco (1815–1888) mit eigenen Worten so beschreibt: